

BELINDA BAUER
Der Beschützer



GOLDMANN

Lesen erleben

Buch

Mitten im Winter schockiert der Mord an einer hilflosen alten Frau den kleinen Ort Shipcott im englischen Somerset. Während der Schnee die Bewohner von der Außenwelt abschneidet, versucht Dorfpolizist Jonas Holly, den Killer zu finden. Doch dann reißen Beamte aus der Stadt die Untersuchung an sich, und Holly wird zu einer Statistenrolle verdammt. Daraufhin treffen immer bedrohlichere anonyme Botschaften bei ihm ein, in denen ihm vorgeworfen wird, seine Pflicht nicht zu tun. Als weitere Morde geschehen, werden aus den Vorwürfen unverhohlene Drohungen. Irgendjemand scheint Jonas die Schuld an den Ereignissen zu geben. Selbstanklagen und die Sorge um seine schwerkranke Frau bringen ihn langsam an den Rand des Zusammenbruchs. Zumal er sich fragen muss: Wer jagt hier wen?

Autorin

Belinda Bauer wuchs in England und Südafrika auf. Sie arbeitete als Journalistin und Drehbuchautorin und wurde mit dem renommierten Bafta Award for Young British Screenwriters ausgezeichnet. Ihr Romandebüt legte sie mit dem von Kritik wie Lesern gefeierten Werk »Das Grab im Moor« vor, das als bester Spannungsroman des Jahres mit dem Gold Dagger ausgezeichnet wurde. Auch mit ihren weiteren Romanen, »Der Beschützer« und »Ihr liebt sie nicht«, wurde Belinda Bauer ihrem Ruf als Ausnahmetalent immer wieder aufs Neue gerecht. Die Autorin lebt in Wales.

Näheres zu Belinda Bauer und ihren Romanen finden Sie unter
www.belindabauer.co.uk

Von Belinda Bauer außerdem lieferbar:

Ihr liebt sie nicht. Psychothriller (📖 auch als E-Book erhältlich)

Belinda Bauer

Der
Beschützer

Psychothriller

Aus dem Englischen
von Marie Luise Bezenberger

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2011
unter dem Titel »Darkside« bei Bantam Press,
an imprint of Transworld Publishers, London

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream* für dieses Buch
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

2. Auflage

Taschenbuchausgabe November 2013

Copyright © der Originalausgabe

2011 by Belinda Bauer

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2012

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München,

unter Verwendung einer Konzeption von R·M·E,

Roland Eschlbeck/Rosemarie Kreuzer/ Sabine Hanel

Umschlagfotos: plainpicture

Redaktion: Martina Klüver

AB · Herstellung: Str.

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-48014-2

www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



*Für Dad.
Zu spät.*

46 Tage

Die Krankenhausgeräusche drangen gedämpft und aus weiter Ferne zu Lucy. Sie merkte, dass eine große Hand die ihre umfasst hielt – fest, trocken und warm.

Jonas, dachte sie mit einem Aufflackern von Schuldgefühlen.

Steif drehte sie den Kopf und öffnete die Augen, rechnete damit, Sorge, Erleichterung – sogar Zorn – in seinem Blick zu lesen.

Stattdessen hatte sie einen verrückten Moment lang das Gefühl, durch einen Riss in der Zeit gesaugt worden zu sein, dass sie mit einem kleinen Jungen verheiratet war, auf dessen Gesicht sich solches Entsetzen malte, dass sie unwillkürlich zusammenfuhr und seine Hand umklammerte, als sei *er* derjenige, der sich im freien Fall befand.

»Jonas!«

Ihre Kehle brannte, und das Wort kam als harsches Krächzen heraus, doch es traf ihn wie eine schallende Ohrfeige. Augenblicklich waren sämtliche Gefühle in seinen Augen zu sehen, die sie erwartet hatte – sogar Zorn.

Das war Lucy egal. Die Tränen drängten an die Oberfläche. Jonas hielt sie in den Armen, und sie weinte in seine Armbeuge, während er sich über sie beugte und leise zärtliche Dinge in ihr Haar murmelte.

»Das wollte ich nicht«, schluchzte sie, doch sie konnte nicht einmal ihre eigenen, halb erstickten Worte verstehen.

Und außerdem war sie sich auch gar nicht sicher, dass sie wahr waren.

23 Tage

Margaret Priddy erwachte von dem gleißend hellen Lichtstrahl, den sie seit Jahren mit Furcht und Sehnsucht erwartet hatte.

Endlich, dachte sie, ich sterbe. Und Tränen der Trauer mischten sich auf ihren Wangen mit Freudentränen.

Seit ihrem Sturz hatte sie hier – oder an einem ganz ähnlichen Ort – schlaff und bewegungsunfähig gelegen und war selbst für ihre grundlegendsten Bedürfnisse auf andere angewiesen. Nahrung, Wasser, Wärme. Die Toilette – etwas, das die Schwestern handhabten, als sei Margarets Würde gelähmt und gefühllos, nicht ihr Körper. Gesellschaft...

Die Schwestern gaben sich redlich Mühe.

»Guten Morgen, Margaret! Was für ein schöner Tag!«

»Guten Morgen, Margaret! Gut geschlafen?«

»Guten Morgen, Margaret! Es regnet schon wieder!«

Und dann ging ihnen entweder jeglicher Gesprächsstoff aus, oder sie plapperten munter weiter. Wie sie neulich abends unterwegs gewesen seien und zu tief ins Glas geschaut hätten, oder welche endlosen Heldentaten ihre Kinder in der Schule vollbrächten. Ein erbarmungsloser Reigen fröhlicher Geschäftigkeit mit großen Busen und schwabbeligen Oberarmen. Zuerst hatte sie sich darüber gefreut, dass das Schweigen hin und wieder gebrochen wurde, doch angesichts dümmlicher Nichtigkeiten sehnte Margaret sich schon sehr bald danach, allein zu sein.

Sie war dankbar. Selbstverständlich war sie dankbar. Dankbar und höflich – wie es eine englische Lady unter solchen Umständen sein sollte. Natürlich wussten sie nichts von ihrer

Dankbarkeit, doch sie versuchte, sie mit den Augen auszudrücken, und sie glaubte, dass ein paar von ihnen sie verstanden. Peter verstand sie, aber Peter war auch schon immer ein sensibler Junge gewesen.

Jetzt – als das Licht ihr in den Augen brannte – dachte Margaret Priddy an ihren Sohn, und die Tränen der Trauer gewannen die Oberhand. Peter war vierundvierzig, doch in ihren Gedanken war er noch immer der Fünfjährige, der in blauen Shorts und einem Batman-T-Shirt in Minehead den Kiesstrand hinunterrannte, bei ihrem allerersten Urlaub am Meer.

Sie ließ ihren Kleinen allein zurück.

Ihr war klar, dass das töricht war, aber so empfand sie es eben.

Sie starb, und er würde ganz allein sein.

Aber wie dem auch sei, sie starb tatsächlich. Endlich. Und es war genau so, wie sie gedacht hatte – weiß und wunderbar und schmerzlos.

Erst als sie die Last auf dem Bett erahnte, begriff sie, dass dies nicht der Beginn ihrer Reise ins Jenseits war, sondern dass jemand in ihrem Zimmer war, mit einer Taschenlampe.

Jemand Ungebetenes, der sich unerlaubt Zutritt zu ihrem Heim verschaffte, zu ihrem Zimmer, zu ihrem Bett, sogar zu der Luft vor ihrem Gesicht...

Jede Faser von Margaret Priddys Wesen schrie sie an, auf die Gefahr zu reagieren.

Unglücklicherweise war jede Faser ihres Wesens unterhalb des Halses vor drei Jahren endgültig von ihrem Gehirn abgekoppelt worden, als der alte Buster – das zuverlässigste Pferd, das sie je gekannt hatte – auf einer Eisplatte ausgerutscht war und sie mit dem Kopf voran gegen einen hölzernen Telefonmast geschleudert hatte.

Anstatt also zu schreien, um sich zu schlagen und um das zu kämpfen, was von ihrem Leben noch übrig war, konnte sie nur entsetzt mit den Augen blinzeln, als der Killer ihr ein Kissen aufs Gesicht drückte.

Er wollte ihr nicht wehtun. Sie sollte nur tot sein.

Während er Margaret Priddy mit ihrem eigenen, sorgsam aufgeschüttelten Kopfkissen erstickte, spürte er, wie sich alle Spannung schlagartig löste. Als berste eine alte Uhr plötzlich auseinander, verstreue Tausende von komplizierten Einzelteilen überall und lasse gespannte Federn ins Nirgendwo davonspringen, während das beengende Gehäuse um ihn herum wegbrach.

Er schluchzte vor jäher Erleichterung auf.

Der Kopf der alten Dame fühlte sich durch das Kissen hindurch beruhigend fern und undeutlich an. Die unnatürliche Reglosigkeit ihres Körpers erschien ihm wie die Erlaubnis weiterzumachen, also machte er weiter. Er lehnte sich sehr viel länger mit seinem ganzen Gewicht auf das Kissen, als es nötig gewesen wäre, das wusste er.

Als er es schließlich wegnahm und ihr mit der Taschenlampe ins Gesicht leuchtete, bestand die einzig erkennbare Veränderung in Margaret Priddy darin, dass das Licht in ihren Augen erloschen war.

»So«, sagte der Killer. »Das war doch ganz einfach.«

Erst Lucy – und jetzt *das*.

Police Constable Jonas Holly lehnte sich an die Wand und nahm den Helm ab, damit ein wenig Luft an seinen Kopf kam, der sich plötzlich feucht und klamm anfühlte.

Der Leichnam auf dem Bett hatte bei seiner Hochzeit Orgel gespielt. Er kannte sie seit seiner Kindheit.

Er konnte sich noch gut daran erinnern, wie er klein genug gewesen war, um nicht zu wissen, dass es nicht cool war, sich von irgendetwas beeindruckt zu lassen; und wie er Mrs. Priddy zugewinkt hatte, wenn sie auf diesem aberwitzig großen grauen Pferd vorbeigeritten kam. Und wie sie zurückgewinkt hatte. Im Laufe der nächsten fünfundzwanzig Jahre hatte sich diese Szene Dutzende von Malen wiederholt, während alle Beteiligten sich weiterentwickelten. Margaret wurde

älter, war aber stets quicklebendig; er wuchs und reckte sich, kam und ging – zur Universität, zur Ausbildung nach Portishead, nach Hause, um seine Eltern zu besuchen, als diese noch lebten. Sogar das Pferd veränderte sich, von einem Grauschimmel über alle möglichen ähnlichen Tiere, bis Buster kam. Mrs. Priddy hatte stets Pferde geschätzt, die zu groß für sie waren. »Je größer, desto sanftmütiger«, hatte sie einmal zu ihm gesagt, als er mit zusammengekniffenen Augen in den Himmel hinaufgespäht und versucht hatte, Busters heiße, zuckende Schulter nicht anzusehen.

Jetzt war Margaret Priddy tot. Eigentlich war es ja ein Segen – die Arme. Im Augenblick jedoch war Jonas Holly bloß völlig durcheinander, und ihm war übel bei dem Gedanken, dass nachts irgendeine seltsame Magie am Werke gewesen war und Leben in Tod verwandelt hatte, Wärme in Kälte, das Diesseits ins Jenseits.

Was auch immer das Jenseits war. Jonas hatte lediglich eine vage religiöse Vorstellung, dass es dort wahrscheinlich ganz schön war.

Dies hier war nicht seine erste Leiche; als Dorfbobby hatte er schon einiges zu sehen bekommen. Doch Margaret Priddy dort liegen zu sehen hatte ihn unerwartet hart getroffen. Er hörte die Krankenschwester die Treppe heraufkommen und setzte den Helm wieder auf, wischte sich hastig das Gesicht mit dem Ärmel ab und hoffte, dass er nicht so käsig aussah, wie ihm zumute war. Er war eins zweiundneunzig, und anscheinend dachten die Leute, dass man umso mehr Rückgrat besitzen sollte, je größer man war.

Die Schwester lächelte ihn an und hielt die Tür für Dr. Dennis auf, der stets Khakihosen und ein Polohemd trug – als spiele er in irgendeiner australischen Seifenoper mit und würde gleich mit einem Sportflugzeug losdüsen, um im heißen Outback Schlangenbisse zu behandeln, anstatt den Tod einer Rentnerin in ihrem Cottage auf dem januarfeuchten Exmoor zu bescheinigen.

»Hallo, Jonas«, sagte er.

»Hallo, Mark.«

»Wie geht's Lucy?«

»Okay, danke.«

»Gut.«

Jonas hatte Mark Dennis einmal nach einem Rugbyspiel in einen Bierhumpen kotzen sehen, im Augenblick jedoch gab sich der Arzt ganz geschäftsmäßig. Seine ebenmäßigen, gebräunten Züge waren eine Maske professionellen Mitgeföhls. Er ging zum Bett hinüber und untersuchte Margaret Priddy.

»Reizende Lady«, meinte er, nur um etwas zu sagen.

»Reizender geht's gar nicht«, pflichtete Jonas Holly ihm mit großem Nachdruck bei. »Ist wahrscheinlich ein Segen, dass sie tot ist. Für sie, meine ich.«

Die Schwester lächelte und nickte ihm professionell zu, doch Mark Dennis antwortete nicht. Er schien sich sehr für Margaret Priddys Gesicht zu interessieren.

Jonas sah sich im Zimmer um. Irgendjemand hatte einen billigen Engel aus Silberfolie über das Bett gehängt; er drehte sich langsam, wie ein Kindermobile. Auf der Kommode war ein halbes Dutzend Weihnachtskarten achtlos beiseitegeschoben worden, um Platz für praktischere Dinge zu schaffen. Eine der Karten war umgefallen, und es juckte Jonas in den Fingern, sie wieder richtig hinzustellen.

Stattdessen zwang er sich, den Leichnam der alten Dame anzusehen. So alt war sie gar nicht, erinnerte er sich, irgendetwas über sechzig. Doch die Bettlägerigkeit hatte sie älter und sehr viel gebrechlicher erscheinen lassen.

Er dachte daran, dass Lucy eines Tages auch so gebrechlich sein würde und versuchte, sich darauf zu konzentrieren, dass Margaret auf diesem Bett lag, nicht seine schöne Frau.

Galle und durchweichte Schmerztabletten auf ihren Lippen...

Jonas verdrängte das Bild mit aller Kraft und atmete tief durch. Er sammelte seine Gedanken und überlegte, was wohl

Margaret Priddys letzte Worte gewesen waren, ehe bei dem Unfall ihr Kehlkopf und ihre Halswirbelsäule mit einem einzigen knirschenden Schlag zerschmettert worden waren. Letzte Worte, die vor drei Jahren ohne Wissen um das bevorstehende Sterben ihres restlichen Körpers gesprochen worden waren. Vermutlich: »Na los, Buster!«

»Ich bin froh, dass Sie hier sind, Jonas«, sagte Mark Dennis – und als er sich umdrehte und ihn ansah, konnte Jonas Holly Betroffenheit auf dem Gesicht des Arztes lesen. Seine Instinkte regten sich unruhig.

»Ihre Nase ist gebrochen.«

Beide sahen die Krankenschwester an, deren Lächeln augenblicklich verschwand. Sie eilte herbei und stand neben dem Arzt, als dieser ihre Finger an Margaret Priddys Nasenrücken führte.

»Sehen Sie?«

Sie nickte; das Stirnrunzeln machte sie hässlich.

»Es liegt keine Verletzung der Haut vor, und keine offensichtliche Quetschung oder Prellung«, bemerkte Mark Dennis auf seine typische nachdenkliche Art, die einen rasend machen konnte. »Ich bin ja kein CSI-Experte, aber ich würde sagen, ein Schlag war nicht die Ursache.«

Jonas hasste Leute, die sich amerikanische Fernsehserien ansahen.

»Wollen Sie mal fühlen, Jonas?«

Eigentlich nicht. Aber trotzdem, er war Polizist, und er sollte doch ...

Er schluckte hörbar und berührte die Nase der Toten. Sie war kalt und knorpelig, und Jonas – ein leidenschaftlicher Vegetarier – musste an rohe Schweinekoteletts denken. Mark Dennis führte ihm die Hand, und Jonas fühlte, wie die Fraktur in Margaret Priddys Nasenbein unter seinen Fingern knirschte. Jäh überzog Gänsehaut seine Schultern; er ließ los und trat zurück. Unbewusst wischte er sich die Hand am dunkelblauen Stoff seiner Uniformhose ab, ehe ihm klar

wurde, dass das Schweigen – kombiniert mit zwei Augenpaaren, die ihn fragend ansahen – bedeutete, dass er das Heft in die Hand nehmen sollte. Dass er etwas Professionelles, Polizeiliches tun sollte.

»Igitt«, sagte er.

Die Detectives aus Taunton sehen sich bestimmt auch jede Menge amerikanische Fernsehserien an, dachte Jonas, während er zusah, wie sie durch Margaret Priddys winziges Zuhause schritten, gegen Antiquitäten stießen, sich im Flur drängten und die Treppe hinauf- und hinunterpolterten wie Marines, die einen Gartenschuppen stürmten.

Trotz ihrer Fachkenntnisse auf dem Gebiet verdächtiger Todesfälle wünschte Jonas sich insgeheim, er hätte sie nicht hinzugezogen. Natürlich war es gar nicht möglich gewesen, sie *nicht* hinzuzuziehen, aber trotzdem ...

Jonas war nicht dafür ausgerüstet, sich mit mehr als dem Alltäglichen auseinanderzusetzen. Er war als einziger Vertreter der Polizei von Avon und Somerset für sieben Dörfer und einen ziemlich großen Abschnitt des Exmoors zuständig, das im Südwesten Englands wie ein grün-violettes Meer auf den Bristol Channel zuwogte, der es von Norden her begrenzte. Die Menschen hier lebten in den Wellentälern. Die heidekrautbewachsenen Kämme überließen sie der Gnade von Sonne, Wind, Regen, Schnee und dem dichten, brackig riechenden Nebel, der ungeachtet der Tatsache, dass dies hier Land war und kein Wasser, vom Meer hereingekrochen kam und die Grenzen zwischen beidem verschwimmen ließ. Die Leute wanderten auf den dem Wetter preisgegebenen Hügeln, ihr Leben jedoch fand ordnungsgemäß in den Furchen und Falten des Exmoors statt, fern vom Blick neugieriger Augen, wo Geräusche nur bis zur nächsten Hügelflanke trugen, bevor sie von einer feuchten Mauer aus Heidekraut und Stechginster erstickt wurden.

Diese schattigen Senken, wo Menschen gediehen, beherr-

bergten verborgene Vergangenheiten und vergessene Geheimnisse, wie die großen dunklen Kieselsteine in den unzähligen Bächen, die das Moor durchzogen.

Das Team vom Morddezernat jedoch, das jetzt das zweihundert Jahre alte Cottage – zwei Zimmer im ersten Stock, zwei im Erdgeschoss – mit Lärm und Geschäftigkeit erfüllte, hielt nicht einen Augenblick lang inne, um den Unterströmungen zu lauschen.

Jonas mochte Detective Chief Inspector Marvel nicht. Nicht nur, weil der Name des rotgesichtigen, korpulenten DCI klang wie der eines unfehlbaren Polizei-Superhelden, sondern weil DCI Marvel sich seinen Bericht, wie Margaret Priddy gefunden worden war, mit einem Ausdruck auf seinem zerknitterten Gesicht angehört hatte, der auf einen üblen Geruch schließen ließ.

Das war unfair. Jonas fand, dass er sich ganz gut gefangen hatte, nachdem er die Ermittlungen mit jenem schmachvollen »Igitt« eingeleitet hatte.

Er hatte in Erfahrung gebracht, dass die Krankenschwester – eine robuste Fünfundzjährige namens Annette Rogers – um zwei Uhr früh nach Mrs. Priddy gesehen hatte, ohne etwas Ungewöhnliches festzustellen, ehe sie sie um Viertel nach sechs tot aufgefunden hatte.

Trotz der offenkundigen Antwort hatte er Mark Dennis pflichtgemäß gefragt, ob es möglich sei, dass sich eine Frau im Schlaf irgendwie selbst die Nase brechen könnte, wenn sie zudem noch vom Hals abwärts gelähmt war.

Er hatte Mark Dennis und Annette Rogers zur Tür gebracht und sich dabei alle Mühe gegeben, den Zugangskorridor zum Tatort einzuhalten.

Er hatte das Schlafzimmerfenster untersucht und rasch Kratzspuren um den Riegel herum entdeckt. Vom Fenstersims ging es nur anderthalb Meter hinunter bis auf das Flachdach des angrenzenden Schuppens.

Er hatte den Tatort gesichert. Was hier in Shipcott be-

deutete, die Haustür zu schließen und einen Zettel daran zu heften, den er aus seinem Polizei-Notizbuch gerissen hatte. Über das, was auf dem Zettel stand, hatte er sich gründlich Gedanken gemacht. Von »Potenzieller Tatort« (was auf einem linierten Papierfetzen lediglich lächerlich wirkte) über »Polizeieinsatz! Kein Zutritt!« (zu herrisch) und »Zutritt verboten!« (zu unbestimmt) war er schließlich bei »Bitte nicht stören!« angelangt. Das appellierte an den Anstand der Leute; er war zuversichtlich, dass es funktionieren würde. Und so war es auch.

Er hatte nach Tiverton gemeldet, dass beim Tod von Mrs. Margaret Priddy, wohnhaft im Big Pot Cottage in Shipcott, möglicherweise nicht alles mit rechten Dingen zugegangen sei, und Tiverton hatte die Dienste des Morddezernats von Taunton angefordert.

Dies bestand aus einem Team frustrierter Detectives, die sich im Allgemeinen mit ausgeferten Kneipenschlägereien herumschlagen mussten und damit völlig unterfordert waren. Jonas fand, Marvel hätte eigentlich für diesen Einsatz dankbar sein und ihm nicht so verächtlich begegnen sollen. Ihm war klar, dass der Dorfbobby – oder »Gemeinde-Streifenbeamte«, wie er offiziell bezeichnet wurde – in der Hierarchie an allerunterster Stelle stand. Er wusste auch, dass seine Jugend gegen ihn sprach. Jeder Polizeibeamte in seinem Alter, der sein Geld wert war, sollte eigentlich an vorderster Front stehen. Sollte in kugelsicherer Weste bei der Verfolgung krimineller Superhirne und wahnsinniger Bombenleger jedes Hindernis überwinden und nicht Streife gehen, Kindern Standpauken halten und in irgendeinem verschlafenen Nest verirrte Schafe einsammeln. Das war ein Job für einen alten Mann, und Jonas war gerade erst einunddreißig geworden, also roch das Ganze nach Faulheit oder Dummheit. Daher gab Jonas sich alle Mühe, weder faul noch dumm zu erscheinen, als er mit Marvel seine Notizen durchging.

Es änderte nichts.

Marvel hörte sich den Bericht des jungen Constable mit glasigem Blick an und fragte dann: »Haben Sie sie angefasst?«

Jonas blinzelte, dann nickte er – und lief gleichzeitig rot an.

Marvel schürzte die Lippen. »Wo?«

»An der Nase. Dr. Dennis hat gesagt, sie wäre gebrochen, und ich habe sie abgetastet.«

»Warum?«

Jonas fühlte, wie sein Gesicht brannte. Alle im Zimmer schienen innegehalten zu haben, um zuzusehen, wie er durch den Wolf gedreht wurde.

»Ich weiß nicht, Sir. Nur so.«

»Nur so aus Spaß?«

»Nein, Sir, der Doktor hat gesagt, sie wäre gebrochen, und ich habe das überprüft.«

»Weil Sie seine Diagnose bestätigen mussten? Sind Sie qualifizierter als er? Im medizinischen Sinne?« Der Sarkasmus drang Marvel aus jeder Pore, und aus dem Augenwinkel sah Jonas, wie die Cops aus Taunton die Augen verdrehten und einander angrinsten.

»Nein, Sir.«

»Hat sie sonst noch jemand angefasst?«

»Die Krankenschwester, Sir.«

»War *die* etwa qualifizierter als Dr. Dennis?«

»Nein, Sir.«

Marvel seufzte und hob und senkte hilflos die Arme, wie ein Mann, der die Jagd nach einem Handtaschenräuber aufgibt. »Weitere Mühe zwecklos«, sagte die Geste.

»Also der Doktor hat sie angefasst. Dann haben Sie sie angefasst. Dann hat die Schwester sie angefasst.«

Jonas wies Marvel nicht auf die falsche Reihenfolge hin.

»Ja, Sir.«

»Niemand sonst?«

»Nein, Sir.«

»Bestimmt nicht? Auch nicht der Milchmann? Der Dorf-

trottel? Sie haben nicht alle Welt hier raufgeholt, damit sie mal drauftatschen?»

Ringsum war belustigtes Prusten zu hören.

»Bestimmt nicht, Sir.«

Marvel seufzte. »Wie heißen Sie?»

»PC Holly, Sir.«

»Haben Sie schon mal was von einem Tatort gehört, Holly?»

»Ja, Sir.« Jetzt hasste Jonas Marvel. Der Mann wollte bei seinem Team Eindruck schinden, und Jonas hätte Margaret Priddys Nase nicht anfassen dürfen, aber trotzdem ...

»Haben Sie schon mal etwas davon gehört, dass man einen Tatort *kontaminieren* kann, Holly?»

»Ja, Sir.« Die Hitze der Verlegenheit wich allmählich aus Jonas und machte einem kühlen, distanzierten Zorn Platz. Er fand es leicht, sich diesen Zorn nicht anmerken zu lassen, doch er wusste, dass er ihn für alle Zeit in jenem sehr kleinen, steinernen Winkel seines Herzens hegen würde, wo er alles aufbewahrte, was nicht freundlich, rücksichtsvoll und selbstlos war.

»Und Ihnen ist doch klar, dass das etwas *Schlimmes* ist, nicht wahr?»

»Ja, Sir.«

»Etwas Dämliches.«

Am liebsten hätte Jonas ihm eine geknallt.

»Ja, Sir.«

Marvel lächelte gemächlich.

»Und warum tun Sie es dann?»

Jonas war acht Jahre alt, und Pete Byrant hatte einen Cricketball durch das Dach von Mr. Randalls Treibhaus gepfeffert. Pete war abgehauen, aber Jonas hatte gezögert, und Mr. Randall hatte mit einer fleischigen Klaue seinen Arm gepackt und ihn geschüttelt, während er ihm dieselbe Frage ins Gesicht brüllte. Der achtjährige Jonas hätte Mr. Randall sagen können, dass Pete den Ball geworfen hatte, doch er tat es nicht. Nicht weil er Angst hatte, nicht weil er keine Petze war;

einfach nur, weil es zu spät war, der Schaden war bereits angerichtet. Die Glasscheibe war bereits zu Bruch gegangen, Mr. Randall war bereits fuchsteufelswild, Jonas' Bizeps hatte bereits blaue Flecken abgekriegt, seine Tränen flossen bereits, und sein Selbstbewusstsein war bereits lädiert. Alles, was er noch tun konnte, war, so schnell wie möglich nach Hause zu flitzen, damit er seine Zimmertür zumachen und heulen konnte, weil das alles so unfair war, ohne dass seine Mutter etwas davon mitbekam.

Jetzt schluckte der einunddreißigjährige Jonas dieselbe bittere Pille und stellte seine Augen auf Weitblick, so dass er über Marvels ergrauendes Haar hinwegblicken konnte.

»Es tut mir sehr leid, Sir.«

Marvel betrachtete den hochgewachsenen jungen Polizisten ein wenig enttäuscht. Es wäre ihm wirklich lieber gewesen, wenn der Blödmann wütend geworden wäre und sich verteidigt hätte. Ein schöner Streit, so etwas gefiel ihm. Stattdessen hatte sich PC Holly wie ein Welp auf den Rücken gerollt und der Welt den Bauch gezeigt.

Na schön.

Marvel wandte sich ab, bevor er antwortete.

»Sie können gehen«, sagte er.

In einer kleinen Geste des Trotzes verbiss sich Jonas ein »Ja, Sir« und ging ohne ein weiteres Wort hinaus. Auf halbem Weg die Treppe hinunter hörte er Marvel etwas sagen, das er nicht verstand, und dann das Gelächter der Großstadtcops.

Toller Fall, dachte DCI John Marvel, während er auf den bleiernen Himmel von Somerset hinausstarrte. Eine tote alte Frau mit gebrochener Nase. Super. Aber verdächtige Todesumstände waren verdächtige Todesumstände, und solche Fälle rechtfertigten die Finanzierung seiner Sondereinheit (wie er sie bei späten Abendessen mit Debbie gern genannt

hatte). Wenn sie also verdächtige Todesumstände zu einem Mord aufbauen konnten, dann war das schön und gut.

Marvel war seit fünfundzwanzig Jahren beim Morddezernat. Sein halbes Leben. Für Marvel gab es kein anderes Verbrechen, dessentwegen es sich zu ermitteln lohnte. Nichts, was der schieren Endgültigkeit des Todes durch die Hand eines anderen Menschen nahe kam. Seiner Ansicht nach machte Mord gefährliche Körperverletzung problemlos platt, walzte vorsätzlichen Raub nieder und stach sogar Vergewaltigung aus. Natürlich gab es Abstufungen – und nicht jeder Fall war die reine Freude. Manche waren von Anfang bis Ende eine endlose Plackerei, bei manchen lief alles zuerst wie am Schnürchen, und dann kam man plötzlich nicht weiter, während wieder andere ganz einfach begannen und dann völlig außer Kontrolle gerieten. Man konnte am Anfang nie sagen, wie das Ganze enden würde, doch das, was jeden Fall in Gang brachte, war das, was Marvel all die Jahre lang bei der Stange gehalten hatte. Das Opfer. Die Leiche. Diesen erstochenen, erwürgten, erschlagenen, erschossenen, zerstückelten, vergifteten ehemaligen Menschen hatte er jeden Tag vor sich, wie ein Katzenspielzeug hing er über seinem Kopf – endlos faszinierend, verlockend, vorwurfsvoll –, und er erinnerte ihn stets daran, wieso er hier war, und an die Aufgabe, die er zu erfüllen hatte.

Einbruchsoffer schafften sich neue Fernseher an, die Prelungen der Verprügelten heilten, und die Vergewaltigten lebten weiter, gingen zur Arbeit, kauften ein, schickten Postkarten und sangen weiter im Chor.

Die Ermordeten waren tot und blieben tot.

Für immer.

Wie konnte ein echter Polizist die Ermordeten nicht lieben, sie und die Herausforderung, vor die sie ihn von jenseits des Grabes stellten?

RÄCHE MICH!

Nie hörte Marvel diese geisterhafte Stimme in seinem

Kopf, ohne sich einen weiten, dunklen Umhang vorzustellen, der sich in rechtschaffenem Rachedurst blähte.

Das wühlte einen richtig auf.

Und Marvel war jedes Mal aufgewühlt.

Früher oder später.

Sogar bei einem Fall wie diesem, das wusste er, würde er aufgewühlt sein, wenn erst ein gewaltsamer Tod bestätigt worden war. Er musste sozusagen langsam auf Touren kommen.

Bis dahin jedoch ödete ihn das Ganze ein bisschen an.

Marvel seufzte.

Margaret Priddys Leichnam war in zivilisierte Gefilde geschafft worden – oder was hier in der Walachei eben als zivilisiert galt. Er fand es grauenvoll, nicht in der Stadt zu sein. Marvel war in London geboren worden und dort aufgewachsen. In Battersea, um genau zu sein, wo die verkümmerten Linden, die durch verworfenes, gesprungenes Gehsteigpflaster emporwuchsen, alles an Grün waren, was irgendjemand seiner Ansicht nach ertragen sollte. Einmal hatte er seinen Namen in die Rinde geritzt, und das feuchte, grünliche Gewebe, das unter seinem Taschenmesser zum Vorschein gekommen war, hatte ihn abgestoßen. Als Jugendlicher hatte er manchmal an einer Bushaltestelle ganz in der Nähe des Parks herumgehungen, hatte sich jedoch nur selten hineingewagt. Nur gelegentlich mal am Sonntag, zum Kicken, und selbst dann hatte er sich nie für den matschigen, graugrünen Rasen erwärmen können. Hinter den Garagen oder unter der Eisenbahnbrücke zu spielen war sauberer und einfacher. Gras wurde Marvels Meinung nach überschätzt, und es war ihm ein ständiger Dorn im Auge, dass das Einsatzgebiet der Polizei von Avon und Somerset, wo er schließlich gelandet war, zum größten Teil davon bedeckt war.

Jetzt saß er hier in diesem Scheißkaff mitten auf einem Moor, das nicht einmal mit Ställen oder Zäunen aufwarten konnte, und musste in einem Mordfall ermitteln – umgeben

von Ginster, Landeiern und Ponyscheiße anstelle von vernünftigen Einrichtungen wie Tankstellen mit Selbstbedienung, verständlichen Straßenschildern und seiner geliebten Stammkneipe.

Der Arzt hatte bereits Abschürfungen und Quetschungen im Innern von Margaret Priddys Mund festgestellt, wo ihre Lippen gegen die Zähne gedrückt worden waren, und der Pathologe würde vielleicht sogar noch mehr finden. Jetzt brauchte das Kriminallabor in Portishead nur noch zu bestätigen, dass Speichel und Nasensekret auf dem ordentlich aufgeschüttelten Kissen, das neben Margaret Priddy gefunden worden war, von dem Opfer stammten, dann hätten sie ihre Beförderung zum Mord und die Mordwaffe gleich noch dazu. Alles in ein und demselben ordentlichen forensischen Paket.

Marvel schaute zu dem leeren Bett hinüber, über das sich drei Spurensicherungsbeamte in weißen Papieroveralls beugten, wie Leute, die sich für eine Kostümparty als Spermien verkleidet hatten.

»Der Sohn sieht vielversprechend aus, finde ich«, sagte er zu Detective Sergeant Reynolds. Marvel sagte gern, dass jemand »vielversprechend« aussähe. Dabei kam er sich immer vor wie in einem Quentin-Tarantino-Film. Sein Londoner Akzent war ein Handicap bei solchen Äußerungen, allerdings kein unüberwindliches.

»Ja, Sir«, antwortete DS Reynolds vorsichtig.

»Hat's bestimmt sattgehabt zuzusehen, wie sein Erbe für die Pflege draufgeht.«

»Ja, Sir.«

»Also, was haben wir?«

»Bis jetzt? Ein paar Haare, Körperflüssigkeiten ...«

»Sperma?«

»Sieht nicht so aus, Sir. Nur das, was auf dem Kissen war, und Urin.«

»Ich dachte, sie hätte einen Katheter gehabt?«

»Ich glaube, der Beutel ist geplatzt.«

»Dann könnte der Täter also von oben bis unten voll Pisse sein.«

»Ja, Sir.«

»Super. Fehlt irgendwas?«

»Sieht nicht nach einem Einbruch aus, Sir. Wenn irgendwas geklaut worden ist, dann hat der Mörder genau gewusst, was er wollte und wo er es findet.«

Marvel sah sich in dem Zimmer mit den alten dunklen Möbeln um. Die Abnutzungsspuren rund um die blinden Messinggriffe der Kommode zeugten von lebenslangem Gebrauch. Nichts sah aus, als hätte sich jemand daran zu schaffen gemacht; sogar das Spitzendeckchen auf der Kommode war glatt und faltenlos.

»Ich will die Namen von sämtlichen Krankenschwestern, und Haarproben von allen, die am Tatort waren.«

»Ja, Sir.«

»Fingerabdrücke?«

»Bis jetzt keine.«

Es war Januar und bitterkalt, und der Mörder könnte allein schon aus diesem Grund Handschuhe getragen haben. Doch Marvel hoffte, dass es sich nicht nur um einen opportunistischen Einbrecher handelte, der überreagiert hatte, als er merkte, dass ihn in einem Zimmer, das er für leer gehalten hatte, eine Frau schweigend vom Bett aus beobachtete. Marvel hoffte, dass der Täter vorausgeplant hatte. Ob er einen Einbruch oder einen Mord vorausgeplant hatte, war fraglich, doch die Tatsache, dass sie wahrscheinlich keine Fingerabdrücke finden würden, machte den Fall für Marvel interessanter. Er verschwendete sein Talent nur höchst ungern an die Niederen und die Dummen, und seit er nach Somerset gekommen war, hatte er die ungeschickten Säufer allmählich satt, die durch das unglückliche Zusammentreffen von Köpfen und Bordsteinkanten zu Totschlägern wurden. Und die zugedröhnten Teenager, deren großzügige Bereitschaft, ihr

Besteck zu verleihen, dadurch vergolten wurde, dass ihre undankbaren Freunde neben irgendwelchen Pubklos abkratzten, mit Scheiße in der Hose und Dreck in den Venen.

Nein, die Handschuhe machten den Mörder in Marvels Augen zu einer lohnenderen Beute.

Wie lohnend genau, das würde man noch sehen.

Vierhundert Meter vor dem Schild »Bitte fahren Sie in Shipcott langsam« stand das Haus, in dem Jonas aufgewachsen war und aus dem seine Eltern zu Grabe getragen worden waren. Eigentlich war es eher ein Cottage – allerdings hörte sich Cottage hübscher an, als das Haus in Wirklichkeit war. Wie ein Bild auf einer Schachtel Souvenir-Pralinen. Dieses Cottage war eher gedungen, hatte Schindeln anstelle eines Reetdaches und hing wie ein siamesischer Zwilling an seinem einzigen Nachbarn. Die beiden hockten da und blickten finster über die schmale Straße auf die hohe Hecke dahinter, die ihnen sowohl das Licht als auch die Aussicht vom Erdgeschoss aus nahm. Beide Zwillingshäuser hatten identische Namensschilder aus Eichenholz an den Gartenpforten: Rose Cottage und Honeysuckle Cottage. Der Hinz und Kunz unter den ländlichen Doppelhäusern. Rose für Jonas und Lucy. Honeysuckle für die alte Mrs. Paddon nebenan.

Jonas parkte den Land Rover mit der auffälligen Polizeilackierung hinter Lucys Käfer auf dem Weg neben dem Rose Cottage und fühlte, wie sein Herz schneller schlug.

Er musste sich zusammenreißen.

Musste langsam und bedächtig aussteigen und ganz normal durch die Haustür treten. Das Badezimmer putzen, die Waschmaschine anstellen, das Abendessen machen – genau so, wie Mark Dennis es ihm gesagt hatte.

»Lucy braucht Sie. Sie dürfen nicht schlappmachen, Jonas. Jetzt mehr denn je.«

Er würde nicht schlappmachen. Er würde sich zusammennehmen. Auch wenn ihm während der letzten drei Wo-

chen jeden Tag das Herz vor Furcht bis zum Hals geschlagen hatte, wenn er den Plattenweg voller Sprünge und Unkraut hinaufgegangen war und die Hausschlüssel in seinen zitternden Händen geklimpert hatten wie ein Windspiel. Die Angst war fast übermächtig – die Angst, dass er die Tür aufstoßen und sie abermals durch den Körper seiner Frau blockiert sein würde. Oder dass er hallend ihren Namen rufen und sie schließlich in einer Wanne voll lauwarmem, rosa gefärbtem Wasser finden würde. Oder dass er in ein in winterliche Dunkelheit gehülltes Haus treten und spüren würde, wie ihre nackten Füße sein Gesicht streiften, die im Treppenhaus hingen.

Jonas schüttelte sich auf der Schwelle und zwang sich, ganz ruhig zu atmen, damit er nicht vor Erleichterung losheulen würde, wenn er sie sah. Dann drückte er die Tür auf.

»Igit« war vor ihm zu Hause angekommen.

Lucy begrüßte ihn mit diesem Wort und einer fragenden Braue, als er ins Wohnzimmer trat. Hätte er raten müssen, so hätte er darauf getippt, dass Mark Dennis seiner Sprechstundenhilfe davon erzählt hatte, die es entweder Mr. Jacoby selbst oder jemandem in Mr. Jacobys Laden weitererzählt hatte. Von da an hätte jeder die Geschichte ins Haus der Hollys tragen können. Der Zeitungsjunge Steven oder Will Bishop, der alte Milchmann, oder einer der Besucher, die Lucy gelegentlich auf ihrem Sofa empfing – zwischen den Horrorfilmen, die Jonas in einem stetigen Versorgungsstrom für sie bestellte und die sie sich mit geradezu unanständigem Vergnügen hinter ihrem Lieblingskissen mit den Troddeln hervor ansah.

Er seufzte gespielt und zuckte übertrieben die Achseln, brachte sie zum Lachen. Ihr ganzes Gesicht leuchtete dabei auf. Für Jonas war Lucy immer wunderschön, wenn sie jedoch lächelte, wurde dies zu einer universell gültigen Wahrheit – auch wenn ihre Krankheit und die Anstrengungen der

letzten Wochen deutliche Spuren hinterlassen hatten. Ihr jugenhaftes Gesicht mit der sommersprossigen Stupsnase und den weit auseinanderliegenden grünen Augen und ihr kurz geschnittenes, rotbraunes Haar gaben ihr etwas Elfenhaftes.

Er küsste sie auf den Scheitel, und sie griff nach seiner Hand und wurde ernst.

»Die arme Margaret.«

In der Tat, die arme Margaret. Doch es war eine Erlösung. Eine Erleichterung, über den Tod reden zu können wie ganz gewöhnliche Klatschweiber, für die dies lediglich eine kurzzeitige Ablenkung war und keine Zeitbombe in ihrer Tasche.

»Was hast du denn gehört?« Dies hier war ein Dorf mitten auf dem Exmoor, alles Mögliche konnte ihr zu Ohren gekommen sein.

»Dass jemand sie umgebracht hat.«

»Möglicherweise. Die aus Taunton sind jetzt dafür zuständig.« Er drückte ihre Hand und spürte erleichtert, dass sie warm und ruhig war, dann drehte er sich herum und setzte sich neben sie auf die Sofakante.

»Wie geht's dir, Lu?«

Das war eine Frage, die er seit fast drei Jahren in der einen oder anderen Form täglich stellte. Manchmal klang sie seltsam in seinen Ohren, an anderen Tage war es ein bemüht beiläufiges »Alles klar, Lu?«. Er konnte sich auch auf einen fragenden Blick von der anderen Seite des Zimmers her beschränken, auf den sie mit einem Lächeln oder einem Achselzucken antwortete.

Manchmal brauchte er gar nicht zu fragen.

Das waren die Tage, an denen er sie beim Heimkommen zusammengekrümmt und unter dem für MS so typischen Klammerschmerz um den Brustkorb nach Luft schnappend vorfand. Oder wenn sie mit Handfeger und Kehrschaufel an einem zerbrochenen Teller und verstreutem Essen herumstocherte und ihre spastischen Hände, die das Malheur verur-

sacht hatten, nicht in der Lage waren, es zu beheben. Manchmal zog er, wenn er sie so vorfand, auf dem Sofa die Decke über sie beide und kitzelte träge ihre Arme, bis sie einschlief. An anderen Tagen hielt er sie fest, während sie zitterte und weinte und mit ihren zornigen, verkrümmten Händen auf ihren langsam versagenden Körper einschlug. Jonas hatte nie mitgeweint – hatte sich niemals dem Selbstmitleid ergeben, auf das das hinauslaufen würde.

Nachdem die Krankheit diagnostiziert worden war, hatte sich alles verändert – zu Hause und bei der Arbeit. Er hatte seine Bewerbung für die Anti-Terror-Einheit zurückgezogen und sich stattdessen für diesen Provinzposten beworben, wo er die Arbeit an sein Leben zu Hause anpassen konnte, anstatt es umgekehrt zu handhaben. Sie zogen ins Rose Cottage, das nach dem Tod seiner Eltern leer gestanden hatte. Jonas hatte niemals zurückkommen wollen, doch er kannte den Ort, er kannte die Leute. Er wusste, dass es leichter sein würde, seinen Beruf auf dem Exmoor auszuüben, als sich woanders ganz neu einzuarbeiten, und dass es deswegen einfacher sein würde, sich um Lucy zu kümmern.

Manchmal jedoch reichte auch der Trost der Vertrautheit nicht aus, um ihn Ruhe finden zu lassen. Manchmal – wenn er Wanderern den Weg zum Dunkery Beacon zeigte oder mit den Eltern eines Teenagers sprach, der mit einer halben Flasche Wodka und einer großen Klappe erwischt worden war – verspürte Jonas ein fast überwältigendes Bedürfnis, ins Auto zu springen und nach Hause zu rasen, um nach Lucy zu sehen. Als sich sein Herz zum ersten Mal so zusammengekrampft hatte, hatte er dem Impuls nachgegeben und war mit achtzig Stundenkilometern über die gewundenen Landstraßen nach Hause gehetzt. Er war durch die Haustür gestürmt und hatte ihren Namen gebrüllt, und sie war in heller Panik die Treppe ihres kleinen Cottage heruntergerannt gekommen und beinahe die letzten Stufen hinuntergefallen. Er hatte sie aufgefangen und seine übliche Frage hervorgestammelt: »Al-

les okay?«, und sie hatte ihm gegen den Arm geboxt, weil er sie so erschreckt hatte.

Das war gewesen, als Lu noch richtig Treppen steigen konnte. Jonas wollte einen Kredit für einen Treppenlift aufnehmen, doch sie sagte, tagsüber sei ihr das Sofa und der Fernseher ganz recht, und ihr gefiele die Herausforderung, auf dem Hinterteil die Treppe zum Badezimmer hinaufzurollen.

»Da bleibt der Trizeps in Form«, hatte sie ihn damals ge-neckt. »Andere Frauen zahlen ein Vermögen für so eine Trainingssession.«

Er hatte gelacht, um ihr eine Freude zu machen, und hatte das Offensichtliche nicht angesprochen – dass Lucy Holly die Treppe vor drei Jahren auf den Händen hätte hinauf-laufen können. Sie war die fitteste Frau, die Jonas je begegnet war. Selbst gleich nach der Ausbildung in Portishead hatte er sich anstrengen müssen, damit sie ihn bei den Acht-Ki-lometer-Dauerläufen nicht abhängte, die sie regelmäßig zu-sammen unternommen hatten. Lucy war keine langweilige Fitnessstudio-Tussi. Sie ging laufen, schwimmen, reiten, und im ersten Winter, nachdem Jonas die Stelle zu Hause bekom-men hatte, war sie gelegentlich für die Frauen-Fußballmann-schaft der Gegend aufgelaufen, die Blacklander Ladys. Jetzt lächelte Jonas ein wenig bei der Erinnerung daran, wie seine zierliche kleine Frau sich mit blitzenden Augen und hüpfen-dem Pferdeschwanz einen Schiri vorgeknöpft hatte, bis der völlig verschüchterte Mann eine falsche Elfmeterentscheid-ung zu ihren Gunsten zurückgenommen hatte. Einmal in der Woche war der Begriff »Ladys« neunzig Minuten lang lediglich eine beschönigende Umschreibung.

Das schien eine Ewigkeit her zu sein.

Erst gestern hatte er sie mit weißem, verzerrtem Ge-sicht vorgefunden, und obgleich sie beharrlich behauptete, dass alles in Ordnung sei, hatte er Salz auf ihren Lippen ge-schmeckt, das ihm verriet, dass sie geweint hatte.

Jetzt – drei Wochen nach den Tabletten – war die Frage, die er inzwischen so gewohnt war, mit ganz neuer Furcht aufgeladen.

»Gut«, antwortete Lucy und holte ihn sanft wieder in die Gegenwart zurück. »Mir geht's gut.«

Jonas suchte in ihren Augen nach der Wahrheit und sah, dass sie bereits ausgesprochen worden war. Er fühlte, wie die Spannung, die ihm die Eingeweide eingeschnürt hatte, ein wenig nachließ.

»Ich habe Blumenzwiebeln eingepflanzt. Narzissen und Tulpen vorn vor dem Haus, und Anemonen in den Kübeln.«

Er betrachtete ihre Hände, sah die rotbraune Erde unter den kurzen Nägeln und wusste genau, wie viel Mühe es sie gekostet haben musste, diese Aufgabe zu bewältigen. Der Sack Blumenerde, die Schaufel, die sich in den schwachen Händen mit den instabilen Handgelenken unbeholfen verkantete, die Anstrengung, die vom Winter verhärtete Erde aufzubrechen. Fast hätte er gefragt, wie lange sie dafür gebraucht hätte, doch ihm war klar, dass es den größten Teil des Tages gedauert haben musste. Stattdessen stand er auf und ging hinaus, um sich ihr Werk anzusehen. Dass sie nicht aufstand, um es ihm zu zeigen, war der Beweis dafür, wie viel Kraft sie das Ganze gekostet hatte. Lächelnd kam er wieder herein.

»Und dann hast du ...?« Er ließ den Satz in der Luft hängen.

»...ein bisschen geschlafen«, vollendete sie ihn pflichtschuldig, und sie lachten beide.

»Ich habe dein Zeug«, sagte er. Sie nannten es ihr »Zeug«. Ihre Analgetika, ihre Antidepressiva, ihre Krampfhemmer, ihre Virostatika, ihre diversen Spritzen ... die Liste der Medikamente schien kein Ende zu nehmen und sich ständig zu ändern, was nicht gerade Vertrauen aufkommen ließ. Allein schon die Namen auszusprechen, deprimierte einen mittlerweile – Decadron, Neurontin, Prothiaden, Symmetrel ...

»Zeug« deckte das alles ab und hatte die Macht, sie ihrer unheilschwangeren Titel zu berauben.

»Ach, Jonas! An einem Tag wie heute! Das hätte doch warten können. Mir ist doch nur das Symmetrel ausgegangen.«

»Kein Problem«, versicherte er achselzuckend, obwohl sie beide wussten, dass es bis zur nächsten Apotheke in Dulverton insgesamt fünfzig Kilometer waren, auf schmalen Landstraßen. Jonas' Streifenrevier umfasste eine Reihe kleiner Dörfer und musste mit dem Land Rover abgeklappert werden, aber bis nach Dulverton zu fahren, wenn in Shipcott eine Frau ums Leben gekommen war, war trotzdem mehr als ein lästiger Abstecher.

Wie dem auch sei, er hatte es getan, und sie erkannte das an. Sie waren einander wichtig.

Als Lucy Jonas zum ersten Mal begegnet war, hatte sie in ihm etwas wiedererkannt, das sie an die Kinder erinnerte, die sie im Kindergarten betreute. Etwas, von dem sie wusste, dass noch so viel Kampftraining bei der Polizeiausbildung es ihm niemals ganz austreiben würde. Jonas hatte etwas Weiches an sich, eine kindliche Unsicherheit, einen albernen Humor. Das bedeutete, dass er den ganzen Tag in voller Kampfmontur Molotowcocktails abwehrte und ihr dann am Abend den Einsatz mit einer Puddingschüssel auf dem Kopf und mit einem Spatel bewaffnet demonstrierte. Als er für das Match zwischen der Polizei und der Army aufrief, hatte Lucy peinlich berührt zugesehen, wie Jonas mit seinen Mannschaftskameraden vor dem Spiel ein höchst testosteronlastiges Ritual abgezogen hatte, mit Schmähesängen, Grunzen und Brusttrommeln. Brusttrommeln! Wie Gorillas in Shorts! Mitten in der ersten Halbzeit hatte er ihren Blick von der Tribüne aufgefangen, und sie hatten beide einen so hemmungslosen Lachanfall bekommen, dass der Mannschaftskapitän ihn beim Halbzeitpfiff immer noch zusammenstauchte.

Jonas' dunkelbraune Augen standen zu weit auseinander, seine Nase war zu lang, und seine Lippen waren zu voll, als

dass man ihn als auffallend gutaussehend hätte bezeichnen können. Doch Lucy bekam nie genug davon, ihn anzusehen, und sie gierte nach mehr. Nachdem sie in das Haus seiner Eltern gezogen waren, hatte sie nach Kinderfotos von ihm gesucht. Als sie keine fand, hatte er herumgeblödel, er sei »zu hässlich für Fotos«.

In ihren Augen war das alles andere als wahr.

»Wer hat dir von Margaret erzählt?«, erkundigte er sich, obwohl es keine Rolle spielte.

»Frank.«

Frank Tithecott. Der Briefträger. Natürlich. Der Briefträger und der Milchmann deckten dasselbe Territorium ab wie er, allerdings ohne dieselbe Vertraulichkeit. Plötzlich war Jonas froh, dass Frank seinen peinlichen Ausrutscher heimgebracht hatte – wenigstens hatte das Lucy zum Lachen gebracht, zum ersten Mal seit drei Wochen.

»Wirst du damit viel um die Ohren haben?«

»Ich bezweifle es.« Er zuckte die Schultern. »Ich habe nicht den Eindruck, dass die sich über meine Hilfe freuen würden.«

»Dann sind das Idioten, und ich kann sie allesamt nicht ausstehen«, erwiderte sie scharf, als wäre Jonas ein kleiner Junge, den es vor Spielplatzrowdys zu schützen galt, und kein strammer Gesetzeshüter von eins zweiundneunzig.

Jonas verdrehte bei ihren harschen Worten die Augen, lächelte aber, um zu zeigen, dass er sich über ihre Unterstützung freute, selbst wenn sie hoffnungslos voreingenommen war. Lucy schob die Beine zur Seite, um auf dem Sofa Platz für ihn zu machen, und Jonas setzte sich, hängte die Beine über das eine Ende und ließ seinen langen Körper vorsichtig rückwärts in ihre Arme sinken. Die Hausarbeit konnte warten.

Der Fernseher war an und auf stumm geschaltet. Einige Minuten lang strich Jonas mit den flachen Fingernägeln über Lucys Arme, während sie träge zusahen, wie blutbespritzte



Belinda Bauer

Der Beschützer

Psychothriller

Taschenbuch, Broschur, 384 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-48014-2

Goldmann

Erscheinungstermin: Oktober 2013

Würdest du einen Mörder erkennen, wenn du ihm in die Augen siehst?

Mitten im Winter schockiert der Mord an einer hilflosen alten Frau den kleinen Ort Shipcott im englischen Somerset. Während der Schnee die Bewohner von der Außenwelt abschneidet, versucht Dorfpolizist Jonas Holly, den Killer zu finden. Doch dann reißen Beamte aus der Stadt die Untersuchung an sich, und Holly wird zu einer Statistenrolle verdammt. Daraufhin treffen immer bedrohlichere anonyme Botschaften bei ihm ein, in denen ihm vorgeworfen wird, seine Pflicht nicht zu tun. Als weitere Morde geschehen, werden aus den Vorwürfen unverhohlene Drohungen. Irgendjemand scheint Jonas die Schuld an den Ereignissen zu geben. Selbstanklagen und die Sorge um seine schwerkranke Frau bringen ihn langsam an den Rand des Zusammenbruchs. Zumal er sich fragen muss: Wer jagt hier wen?